

Ankündigungs-Bureau: Stadt, Wollzeile 19, Inserationspreis nach Tarif. Besteht übernahm: Witzel, Anst.-Exp. in Prag und Brunn; Jos. A. Kleinreich, Inserations-Exp. in Graz; J. Blochauer, J. Leopold, Jos. Schwarz, Anst.-Exp. in Budapest; im Auslande: John F. Jones & Co. in Paris, 21 Rue de Valenciennes; Montmartré; Rudolf Hoese in Berlin, München, Leipzig; Hasenstein & Vogler in Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M., u. Basel; Heinrich Blaser, Anst.-Exp. in Hamburg; Orell Füssli & Co. in Zürich; u. Basel; Noyard & Sons in London; Vertreter für Deutschland, Frankreich, England, Italien etc.: Saarbachs News Exchange, Mainz und Köln a. Rh.

Abonnement für Wien: Mit 1/2 J. zweimal Zustell. ins Haus: Ganzj. K. 60.40, monatl. K. 4.20. Zum Abholen im Hauptplatze Wollzeile 20 oder Fichtegasse 11: Ganzj. K. 45.50, monatl. K. 3.80. K. i. s. e. l. n.: Morgenblatt 12 H., Abendblatt 6 H., Nachmittagsblatt am Montag und nach zwei Feiertagen 12 H., Morgen- u. Abendblatt 40 Pf., Für Deutschland (Morgens- u. Nachmittagsblatt einzeln) alle in je 30 Pf., Abendblatt allein je 15 Pf.

Neue Freie Presse.

Morgenblatt.

Nr. 17590.

Wien, Dienstag, den 12. August

1913.

Wien, 11. August.

Die auswärtige Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie befindet sich in einem kritischen Zustande. Niemand kann sagen, was der nächste Tag bringen wird und wo die Fehler aufhören werden, die das Schicksal ins Wanken bringen und überall durch den Mangel an Gedankentätigkeit und echtem Führertalent Unglück anrichten. In ganz Europa gab es nichts, was als solche diplomatische Sicherheit gegolten hätte wie unser Verhältnis zum Deutschen Reich, wie dieses Bündnis, das seit mehr als dreißig Jahren sich in unser Bewußtsein so tief eingewurzelt hat wie eine Eiche in ihr Erdreich. Zwei Kriege mit allen ihren Schrecken und der unmittelbaren Gefahr eines Krieges haben Europa durchtobt, und dieses Bündnis, die Gleichheit der Anschauungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland, sind aufrecht geblieben und haben dem Angriff getrotzt wie ein Felsen, an welchem die Wellen branden. Zweimal innerhalb von vier Jahren hat sich die Waffenbrüderschaft der beiden Staaten bis zur praktischen Gewißheit erhoben. Niemand hätte es noch bis vor kurzem überhaupt für denkbar gehalten, daß sich in diesem Fundament Risse und bedenkliche Schwächen zeigen könnten. Auch das ist jetzt geschehen, und wir wissen nicht, mit welchem Rechte der Vorwand des Prestiges von jenen auch nur in den Mund genommen werden kann, welche nicht verhindert haben, daß die Monarchie so bloßgestellt und in ihrem Selbstbewußtsein getroffen wurde, wie dies durch den Depeschenwechsel Kaiser Wilhelms mit König Carol geschehen ist. Dieser Depeschenwechsel gibt am deutlichsten den Fingerzeig, wohin wir gelangen, wenn die Rücksicht auf das Volk mißachtet wird und die Verfestigung der Schreitischpolitik die Geschichte dieses Staates zu lenken hat. Die unglückselige Revisionsfrage, das sehen wir jetzt mit der ganzen Erkenntnis der schweren Folgen, ist ohne Einvernehmen mit dem Deutschen Reich ausgeworfen worden, und zum erstenmal während dieser langen Reihe ist das Deutsche Reich nicht auf unserer Seite und nicht für unsere Politik. Deutschland will, daß Europa seine bedingungslose Zustimmung zu dem Vertrage von Bukarest gebe. Es steht mit dieser Ansicht nicht allein, sondern vereinigt sich in seinem Willen, daß endlich Ruhe eintreten möge, mit anderen Mächten. Die Erfüllung der Forderung, welche Oesterreich-Ungarn gestellt hat, der Vertrag möge zugunsten Bulgariens überprüft werden, gilt in Deutschland als ausgeschlossen. Diese Meinungsverschiedenheit wird offen kundgegeben, und Kaiser Wilhelm drückt vor der ganzen Welt seine Zustimmung zu den Worten des Königs Carol aus: Der Friede bleibt definitiv.

So weit sind wir glücklich mit unserer Gottähnlichkeit gekommen, und das ist das Resultat der durch Deutschland vernichteten Ueberprüfungspolitik. Der Gedankengang der Staatsmänner im Deutschen Reich ist vollkommen klar und einleuchtend. Deutschland ist der Meinung, daß das wichtigste Ziel der Dreibundpolitik sein müsse, an Rumänien festzuhalten und diesem Bundesgenossen zu beweisen, daß sein Weg mit dem unseren in die gleiche

Richtung geht und daß wir nicht die Aufgabe haben, einen Staat zu kränken, der sich mit dem Bollgewichte seiner Autorität dafür eingesetzt hat, der Friede möge als endgültiger in Bukarest geschlossen werden. Der deutsche Kaiser und die deutsche Regierung haben die Ansicht, daß alle Staaten unterstützt werden müssen, welche nicht dem Panlawismus dienen. Niemand durfte es geschehen, daß wir Rumänien und Griechenland um Bulgariens willen abstoßen, so sehr auch diesem Staate die Sympathien unserer Monarchie gehören. Bulgarien hatte noch vor wenigen Wochen ein Ministerium Danew, und in wenigen Wochen kann wieder ein Danew kommen, der russenfreundlich ist und die Freundschaft zu Oesterreich-Ungarn, welche in der gegenwärtigen Mehrheit der Kammer keine verlässliche Gefolgschaft besitzt, verläugnet. Das Schicksal um des Unsicheren willen aufzugeben und ohne Klarheit über die Mittel, ohne Rücksicht in den Bedürfnissen der Bevölkerung und ohne die Hilfe unserer besten Freunde Pläne schmieden, das ist Schreitischpolitik der ärgsten Art, und die österreichisch-ungarische Monarchie kann nicht rasch genug von ihr befreit werden. Was hat sie erreicht und was hat sie verhindert? Sie hat nicht verhindert, daß Albanien von serbischen Truppen überzogen werde, obwohl es ein Leichtes gewesen wäre, von Anfang an die Lebensinteressen der Monarchie an diesem Lande unzweifelhaft zu kennzeichnen. Sie hat das Einflußgebiet der Monarchie auf dem Balkan vermindert, das Verhältnis zu Rumänien geschädigt, und zu all dem Lasten und Scumtappen mußte auch noch an das Feuer gerührt werden, was wir überhaupt besitzen, an den eisernen Bestand unserer europäischen Existenz: an unser Verhältnis zum Deutschen Reich.

Die Störung, die sich hier ergeben hat, kann keine dauernde sein, weil auch der ärgste Eigennutz nicht über die Wirklichkeit hinwegkann und weil eine Vergangenheit von dreißig Jahren zu stark in beiden Staaten verankert ist, als daß sie durch Fehler der Halbtagsgelehrten weggewischt werden könnte. Aber die Frage mußte doch gestellt werden: Ist die ganze Revision, sind Kotschana und Stip es wert, daß ihre Wege unsere Bündnisse berührt und vor der ganzen Öffentlichkeit bloßgestellt werden? Die Revision ist gänzlich unmöglich geworden, weil die europäischen Mächte nicht einig sind und weil Deutschland und Rumänien sie nicht wollen. Frankreich zeigt die größte Abneigung, sich von Russland ins Schlepptau nehmen zu lassen. Italien schweigt überhaupt und England macht gute Miene zum bösen Spiel. So stellt sich das Europa den Blicken von Serbien und Griechenland dar, welche zu großen Militärmächten aufgewachsen sind und nun Eroberer wieder herausgeben sollen. Täglich sehen diese Staaten die totale Unfähigkeit der Botschafterkonferenz, die schwache und wirtschaftlich abhängige Türkei auch nur um einen Finger breit von ihren Entschlüssen abzubringen. Statt daß wir endlich ein gutes Verhältnis zu unseren Nachbarn herstellen und endlich zu einer Regelung unserer Beziehungen zu Serbien kommen, wird eine zänkische und verärgende Methode angewendet, die schon deswegen keinen Erfolg hat, weil die ganze

Monarchie es geradezu als Frevel empfinden müßte, wenn ihr die Rumänien gestiftet werden sollte, wegen Stip und Kotschana das Blut ihrer Bürger zu opfern und nach so vieler und zum Teile gewiß unnützen Reisen sich in die allerunnützigste hineinreiben zu lassen. Das Problem der Revision läßt sich darin zusammenfassen: ob wir Gewalt anwenden wollen, um sie durchzusetzen. Wollen wir das nicht, so ist eine Demütigung der österreichisch-ungarischen Monarchie unvermeidlich. Wollen wir es aber, so wäre das ein Verbrechen an den einfachsten Gesetzen der Vernunft; schlimmer als ein Verbrechen: es wäre eine Torheit.

Welches denkbare Lebensinteresse uns überhaupt an die Revision des Bukarester Friedens knüpft, ist unverständlich. Bisher haben wir dadurch nur Freunde verloren, bisher ist nur unsere Position schwächer geworden, und bisher sind nur die Machtverhältnisse zugunsten unserer Gegner verschoben. Es ist ein Erbübel der österreichischen Politik, das sich auch in der Behandlung des deutschen Volkes in Böhmen zeigt, daß alte Leute eher einen Antriebs zur Beleidigung und zur Verleugung bilden. Allein die Zeiten sind nicht mehr danach geartet, daß in kritischen Tagen, wo die höchste Vorsicht und Bedächtigkeit am Platze sind, ein Unternehmen leichtfertig begonnen wird, bei dem das Ansehen der österreichisch-ungarischen Monarchie, ihre Stellung als Großmacht auf dem Spiele steht. Wer da nicht auf festem Grund arbeitet, sondern auf trügerischem Schlamm baut, wer da nicht mit der Folgerichtigkeit eines Rechners das Unbekannte nur aus den bekannten Größen zu finden sucht, der muß am Ende auch noch das verlieren, was ihm am sichersten schien und worauf seine ganze Kraft beruhte. Die Schreitischpolitik hat oft genug ohne Rücksicht auf den inneren Willen der Bevölkerung gehandelt; sie hat Mißtrauen erweckt, wo wir längst Vertrauen haben mußten, und die Worte, welche König Carol schreibt: Der Friede bleibt definitiv, bedeuten für sie beinahe einen politischen Zusammenbruch. König Carol ist mit Deutschland einig, aber nicht mit Oesterreich-Ungarn. Der Weg Rumäniens zum Dreibund geht nicht mehr über Wien, sondern über Berlin. Dorthin muß König Carol die Hand ausstrecken, um mit seinen alten Verbündeten in Fühlung zu treten. Aus all dem ist ersichtlich geworden, daß Oesterreich-Ungarn in der Revisionsfrage im Dreibunde allein steht und in Berlin nicht nur keine Unterstützung, sondern offenen Widerspruch findet. Vor der Hoheit des Richterturns auf dem Balkan, das uns aufgedrängt werden soll, ist uns schon bange. Denn jeder Tag verstärkt das Bewußtsein, daß die diplomatische und politische Leitung der Monarchie sich in Händen befindet, die nicht stark und sicher genug sind, um den Wagen auf dem geraden Weg zum Ziel zu führen. Die Monarchie hat nach dem Worte des Grafen Lehrenthal, das seither wiederholt worden ist, eine konservative, eine erhaltende Tendenz auf dem Balkan. Für den politischen Wohlstand des Staates selbst ist die jetzige Politik jedoch nicht mehr konservativ, sondern beinahe destruktiv geworden. Es gibt auch Sünden an dem heiligen Geiste der Politik, die keine Vergebung finden.

Die heutige Nummer enthält: „Verkehrs- und Industrie-Zeitung“: „Die gemischt-öffentliche Unternehmung.“ von Professor Dr. Arnold Krasny. Miscellen. Seite 20 bis 22. Ferner: Die 15. Fortsetzung des Romans „Mit Weinlaub im Haar“ von Richard Voß. Seite 19.

Feuilleton.

Mozarteum.

Von Hermann Vahr.

Die Aula academica des alten Salzburger Kollegiums, der wohl gelaunte Raum, in dem das Mozarteum seine Feste begeht, ergreift mich stets mit heitersten Erinnerungen. Hier war es, wo ich, noch fast ein Kind, zum erstenmal auf meine Mitmenschen losgelassen wurde. Bevor man nämlich die Gymnasialisten in die Ferien schickt, wird ihnen nach altem Salzburger Brauch hier eine „Schlußfeier“ bereitet, bei der die bevorzugten Schüler, die sich irgendwie die Gunst ihrer Herrscher ersahlichen haben, in Gegenwart des Erzbischofs, des Hofes, angesehenen Bürger, der sämtlichen Lehrer und Kameraden samt ihrem Zuhörer von Eltern, Geschwistern und sonstiger Verwandtschaft oder Bekanntheit ein sogenanntes „Prämium“ überreicht bekommen, irgendein meistens langweiliges, aber schön gebundenes Buch, worin ihnen auf dem ersten Blatte noch einmal ihr Eifer für die Wissenschaften und ihr überraschend tauchhaftes Betragen

calligraphisch bescheinigt wird. Diesem der kindischen Eitelkeit so schmeichelnden Senatsakt noch mehr Bedeutung und Würde zu geben, leitet ihn ein ganzes Theater ein, Chöre werden gesungen, es wird deklamiert, auch lateinisch, aus Bergil und Horaz, gar aber der Höhepunkt ist's, wenn zuletzt, hoch aufgeschossen, ein blasser Abiturient erscheint, um in wohl gelesenen Worten eine philosophische Frage zu verhandeln. Der war nun damals ich, vor zweiunddreißig Jahren (obwohl ich mehr in die Dida schob als in die Höhe); und wie schon mancher Augenblick unseres Lebens beleuchtet bleibt, während alles rund um ihn herum längst verloschen ist, wird mir jetzt noch warm, wenn ich daran denke. Ich erlebte damals zum erstenmal, daß man sich alles vorher viel schwieriger und schrecklicher vorstellte (seitdem habe ich mich daran so gewöhnt, daß ich mir schon kaum irgendwas mehr schwierig oder schrecklich vorstellen kann). Wie bang war mir eben noch hinter dem Vorhang gewesen, als ich auf mein Stichwort wartend stand und plötzlich kein einziges Wort meiner langmächtigen Rede mehr wußte, keinen Ton mehr in der trockenen Kehle hatte und am liebsten beim Fenster hinaus an der Rinne hinauf zum Dach emporgeflettert wäre, nur um Gottes willen weg, auf und davon! Raum aber stand ich draußen und sah so viele Blicke wie einen einzigen Pfeil in mein armes Herz dringen, da war auf einmal alle Angst von mir gewichen und mir kam eigentlich die ganze Geschichte nur höchst komisch vor. Ich da oben mit meiner eingelernten Weisheit, vor mir dort unten aber so viele Menschen, dicht gedrängt, mit den feierlichsten Mienen und atemlos lauschend, als wenn ich ihnen das Geheimnis der Welt offenbaren könnte! Und kaum fing meine junge Stimme an, sich zutraulich in dem hellen Raum zu mischen, so ward ich erwahrt, daß ich über diese vielen un-

bekanntem Menschen eine seltsame Macht gewann, was ich mir gar nicht erklären konnte. Ich fühlte, ich könnte jetzt alles mit ihnen machen, sie waren mein. Und indem ich das fühlte, wurde mir so stark, wie noch nie zuvor, und eine verwegene Lust nach Gefahren, Abenteuern, wilden Wagnissen kam über mich, eine Art Rausch, der aber von einer merkwürdigen inneren Heiligkeit begleitet war. Irgendein Teil meines Wesens sonderte sich gleichsam von mir ab, zog sich aus mir zurück, trat neben mich und sah mir agieren, hörte mir deklamieren zu, freute sich, daß es mir so gut gelang, gab auf alle Wirkungen acht und lächelte uns alle miteinander, im stillen aus. Als Thema war mir der Wert der Arbeit aufgegeben, ich weiß aber nicht mehr, was ich alles darüber erzählt haben mag. Ein einziger Satz ist mir davon geblieben, nämlich: Die Aristokratie der Geburt hat ihre Bedeutung eingebüßt, an ihre Stelle ist die Aristokratie des Geldes getreten, an ihre Stelle wird die Aristokratie der Arbeit getreten.“ Dieser Satz mit dem monumentalen Verkürzung seiner Geschichtsphilosophie hat sich mir eingepreßt, weil ich ihn noch oft zu hören bekam: er hatte nämlich Folgen. Zwar den Zuhörern schien er zunächst recht, es schienen ihnen alles an mir recht; ich entdeckte, daß es beim Redner ganz gleich ist, was er sagt, wenn er nur zu reden weiß. Das süße Gift des Beifalls sog ich zum erstenmal ein und er erneute sich, als ich nachher noch einmal vortrat, um aus der gütigen Hand des mir freundlich zusehenden Erzbischofs mein Prämium zu empfangen. Am anderen Tag aber ging's los, jemand fand durch jenen Satz das Vaterland bedroht, die heiligsten Güter verletzt, über Nacht war aus mir ein Salzburger Catilina geworden. Ein hochnotpeinliches Verhör begann, doch konnte man mir nicht an, denn ich hatte kein Wort gebrochen, das nicht vorher von

Abonnement für das Inland: Mit 1/2 J. einmal Postverendung: Ganzj. K. 60.40, monatl. K. 4.20. Vierteljährig: Ganzj. K. 45.50, monatl. K. 3.80. Abonnement für das Ausland: Vierteljährig: Bei uns (Kreuzhand-Verendung): Deutschland, Serbien K. 22, 1. Blätter des Westpostvereins K. 24. Bei den Postämtern in Deutschland M. 11.15, Schweiz Fr. 13.45, Belgien Fr. 13.45, Italien L. 14.47, Rumänien Fr. 13.45, Serbien K. 13.45, Bulgarien Fr. 13.45, Russland R. 2.20, Griechenland (b. d. Buchhandl. Biedersteindale & Barth, Athen od. k. k. Zöfges.-Exp. in Triest) K. 15.67, Europ. Türkei (Ost. Postämter) K. 12.40, Ägypten K. 11.25, Dänemark K. 11.25, Schweden K. 11.25, Norwegen K. 11.25, Finnland M. 15.10, Holland F. 11.25. Bei den Agenturen in Italien: Loescher & Co., Rom Fr. 13.40, Frankreich: Hachette & Co., 111, Rue de la Harpe, Paris Fr. 13.40; England: Saarbach, London, 21, Bride Lane, Fleet Street, E. C. 3. Siegle & Co., London E. C. 12, Leadenhall Street, Fld. St. 1. N. 1. Nordamerika: E. Steiger, 25 Park Place, C. E. Steinhilber, 121-123 West 36th St., L. A. Rosenwald, 57, Second Avenue in New York, Doll. 4.00. Vertreter für das Ausland: Saarbachs News Exch., Gen. u. B. H., Mailer. Für die an Agenten, Austräger oder Verschleierner bezahlten Beiträge leisten wir keine Garantie.

Ein Depeschenwechsel zwischen dem Zaren und König Carol über den Frieden.

Wien, 11. August.

Der Zar hat heute ein herzliches Glückwunschtelegramm an den König von Rumänien gerichtet. Er spricht darin seine besondere Genugtung über den Erfolg Rumäniens aus und drückt seine Wünsche für das Glück und die Wohlfahrt dieses Staates aus, welche durch die voraussehende Weisheit seines Herrschers gewährleistet sind. Die Antwort des Königs Carol ist von besonderer Wichtigkeit. Hier ist wieder der Wunsch enthalten, daß die Revision des Vertrages unterbleibe und daß der Friede dauerhaft sei. Die Antwort des Königs Carol ist sehr herzlich und drückt am Schlusse die Hoffnung aus, daß der Friede die Balkanvölker, welche so viele gemeinsame Interessen haben, einander näher bringe. Es ist charakteristisch, daß König Carol auch dem Zaren gegenüber von der Dauerhaftigkeit des Friedens spricht und somit wieder gegen die Politik der Revision des Vertrages Einspruch erhebt.

Bukarest, 11. August.

Die Agence Télégraphique Roumaine meldet: Aus Anlaß der Unterzeichnung des Friedensvertrages haben Kaiser Nikolaus von Rußland und König Carol folgende Telegramme ausgetauscht:

Peterhof. Ich bitte Eure Majestät, meine aufrichtigen Glückwünsche anlässlich der Wiederherstellung des Friedens am Balkan entgegenzunehmen. Dieses wahlthuende Ergebnis ist zugleich ein unzweifelhafter Erfolg Rumäniens. Ich hege die besten Wünsche für das Glück und die Wohlfahrt Ihres Landes, das durch die voraussehende Weisheit seines Herrschers geleitet wird. Nikolaus.

König Carol erwiderte: Tief gerührt von dem mitfühlenden Interesse sowie den herzlichen Glückwünschen, die Eure kaiserliche Majestät mir anlässlich des soeben vollendeten Friedensvertrages zu übermitteln geruht haben, danke ich Ihnen vom Herzensgrunde für diese neuen und unendlich kostbaren Beweise Ihrer Freundschaft. Möge dieser Friede dauerhaft sein und die Ruhe und die Wohlfahrt auf die Balkanhalbinsel zurückbringen, indem er Völker, die so viele gemeinsame Interessen haben, einander nähert.

Der Depeschenwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und König Carol.

Freude in Bukarest.

(Telegramm unseres Spezialkorrespondenten.)

Bukarest, 11. August.

Der Telegrammwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und König Carol erregt hier allgemeine Freude. Man betrachtet ihn in politischen Kreisen als Beweis dafür, daß Deutschland die rumänischen Interessen besonders lebhaft fördere. Vielfach wird das Kaisertelegramm als Demonstration dafür aufgefaßt, daß Deutschland sich einer Revision des Friedens gegenüber ablehnend verhält.

Stimmen der deutschen Presse.

(Telegramme der „Neuen Freien Presse“.)

Berlin, 11. August.

In einem Berliner Telegramm der „Königlichen Zeitung“ wird zur gestrigen Erklärung der „Norddeutschen

Allgemeinen Zeitung“ hinsichtlich Deutschlands Stellung zum Bukarester Frieden bemerkt: „Deutschland hat kein Bedürfnis, an europäischen Verträgen zu einer Aenderung des Friedensvertrages teilzunehmen, und begegnet bei anderen Mächten der gleichen Auffassung. Damit ist ein Vorgehen der europäischen Diplomatie gegen den Bukarester Friedensvertrag ausgeschlossen. Soweit die Zustimmung der Großmächte zum Vertrag erforderlich ist, wird Deutschland mitwirken, um diese Zustimmung herbeizuführen. Die Hoffnung, daß dies auch ohne besondere diplomatische Veranstaltung gelinge, braucht nicht aufgegeben zu werden.“

Berlin, 11. August.

Die Berliner Blätter beschäftigen sich fortgesetzt mit dem Depeschenwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und König Carol und der Frage der Revision des Bukarester Vertrages.

Das „Berliner Tageblatt“ schreibt: „Darüber, daß Deutschland einer Revision des Bukarester Vertrages abgeneigt ist, abgeneigt sein muß und in einem bulgarischen Kavalla und Koshana kein Lebensinteresse des Dreibundes oder auch nur Oesterreich-Ungarns sehen kann, konnte man sich in Wien keiner Täuschung hingeben. Auf die Tatsache, daß aus der ganzen Revisionsfrage allen Mächten, die diesen Gedanken vertreten, nur ein neuer Mißerfolg erwachsen kann, haben wir schon hingewiesen, und der Umschwung der französischen Politik in der Kavallafrage, den man jetzt erlebt, kann für Deutschland nicht richtunggebend sein.“ Das Blatt meint, Bulgarien werde auf die Dauer für die österreichischen Interessen auf dem Balkan doch nicht zu gewinnen sein, und gerade in Griechenland, das die Wiener Regierung heute durch ihre Forderung der Vertragsrevision zurückdrückt, könnte Oesterreich ein zuverlässigeres Gegengewicht gegen Serbien erblicken. „Man darf wohl“, heißt es dann, „hoffen, daß es jetzt nicht zu einer Preßpolemik zwischen Wien und Berlin kommen wird. Allerdings ist die deutsch-österreichische Freundschaft ein so wichtiger und zu natürlicher Faktor in der europäischen Politik, daß sie auch durch kleine Empfindlichkeiten und momentane Meinungsverschiedenheiten nicht berührt werden kann.“

Die „Bosnische Zeitung“ führt aus, daß Deutschland Oesterreich-Ungarn niemals im Stiche gelassen habe und sagt weiter: „Auch im jetzigen österreichischen Revisionsbegehren hätte sich ein Abshwenken Deutschlands nicht ereignet, wenn man hier die Ueberzeugung hätte, daß es sich dabei um eine Lebensfrage Oesterreichs handelt. In Wirklichkeit betrachtet man in Deutschland den Wunsch Oesterreichs nur als den Ausfluß einer fehlerhaften Politik, und keine Macht der Welt kann verlangen, daß wir das mitmachen. Wir können in ehelicher Freundschaft nur warnen, daß man in Wien unerlöste Politik in Balkandangelegenheiten treibe. Nach unserer Ueberzeugung ist, nachdem Oesterreich-Ungarn auch den alten rumänischen Freund sich abwendig gemacht hat, der von Kaiser Wilhelm im Namen des Deutschen Reiches eingeschlagene Weg der richtige, der Rumänien und Griechenland (und in Nebenwirkung auch Serbien) dem Deutschen Reich zu Danke verpflichtet. Die Vorteile hiervon kommen auch der habsburgischen Monarchie zugute. Im übrigen glauben wir uns nicht sehr darüber bekümmern zu sollen, daß das starke System der europäischen Mächtegruppen im vorliegenden Falle einem geschmeidigeren Mechanismus Platz gemacht hat. Beide Systeme haben ihre Vorteile und ihre Nachteile. Es war nicht immer bequem daß auch bei den wichtigsten Fragen der europäischen Politik alsbald der Feldruf erscholl: Die Dreibund, die Tripelentente! Manchmal geht es auch anders und Europa geht darüber nicht gleich zugrunde.“

Die „Tägliche Rundschau“ erfährt von hoher diplomatischer Seite, daß ohne Kaiser Wilhelm der Friede nicht zustande gekommen wäre. Sie schreibt weiter: „Der Depeschenwechsel zwischen dem Kaiser und König Carol, das Schlußprotokoll des Bukarester Friedens ist in einem schwierigen Stadium der Verhandlungen zustande gekommen, als noch im letzten Augenblick das Friedenswerk gefährdet schien. Der bedeutungsvolle Inhalt der Drathungen ist von beiden Regierungen vereinbart worden, um in Europa keinen Zweifel über die Stellung Deutschlands und Rumäniens aufkommen zu lassen. Als die Frage der Zugehörigkeit des Hafens von Kavalla die Friedenskonferenz zu sprengen drohte, wandte sich der Kaiser drathlich an König Konstantin von Griechenland und empfahl ihm, Bulgarien das Hinterland von Kavalla zu überlassen. Der König verständigte seinen in Bukarest weilenden Ministerpräsidenten von dem Räte seines kaiserlichen Schwagers und das schon schwer gefährdete Friedenswerk wurde durch das kaiserliche Entgegenkommen im letzten Augenblick gerettet. An eine Revision des Bukarester Friedens ist ernstlich nicht zu denken.“

Die konservative „Kreuzzeitung“ sagt: „Man kann nur immer wieder der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Leiter der österreichisch-ungarischen Politik zu der Einsicht kommen mögen, daß eine Revision des Bukarester Vertrages nicht nur den ganzen eben erst überwundenen Gefahrenkomplex von neuem heraufbeschwören würde, sondern daß gerade der vorliegende Friedensvertrag den Interessen des Dreibundes und vor allem auch denjenigen Oesterreich-Ungarn am meisten entspricht, sofern man in Wien keine Augenblickspolitik zu treiben beabsichtigt. Deutschlands loyale Haltung der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik gegenüber steht außer Zweifel. Die feinerzeitige Erklärung des Reichskanzlers, der im Reichstage zu Beginn der Balkankrise den österreichischen Staatsrathen gleichsam Carte blanche gab, muß jeden Gedanken, daß Deutschland seiner Freundschaft und Bundesgenossenschaft vergessen könnte als absurd erscheinen lassen. Um so mehr ist es jedoch Pflicht des Deutschen Reiches, dem Freunde gegenüber die warnende Stimme zu erheben, wenn er sich anschießt, Wege einzuschlagen, an deren Ende ein Erfolg nie und nimmermehr blühen kann.“

Die freikonservative „Post“ weist in ihrem Kommentar auf eine Tatsache hin, die nicht allgemein bekannt sei: „Das Deutsche Reich hat mit Rumänien ein Militärabkommen, Oesterreich-Ungarn dagegen nicht. Was das für uns unter Umständen zu bedeuten hat, besonders im Falle eines Konflikts mit Rußland, liegt auf der Hand.“ Weiter sagt das Blatt: „Auf dem Ballplatz wird man ein starkes Unbehagen darüber empfinden, daß Oesterreichs Mißerfolge in dieser Weise (Anmerkung der Redaktion: durch den Depeschenwechsel) aller Welt kundgetan werden, und man wird den Eindruck haben, als ob Deutschland absichtlich und absichtlich von Oesterreich in der Balkanfrage abzurücken suche. Eine solche Auslegung, die durchaus nicht von der Hand zu weisen wäre, kann aber weder Oesterreich noch Deutschland förderlich sein. Es wäre aus taktischen Gründen besser gewesen, wenn die Veröffentlichung der drei Drathungen wenigstens in diesem Augenblicke unterblieben wäre, denn durch sie wird Oesterreich-Ungarn, das läßt sich doch nicht leugnen, mehr oder weniger bloßgestellt. Wenn wir aber Oesterreich-Ungarns jetziges Verhalten gegenüber dem Friedensvertrag von Bukarest nicht billigen können, so erfordert es doch die politische Klugheit, dem Verbündeten nicht neue Ungelegenheiten zu denen zu bereiten, an denen er bereits zu tragen hat.“ Weiter sagt

meinen Professoren, ja dem Direktor und Schultat selbst gepreßt, für recht besunden und genehmigt worden war. Der brave Schultat, ein eher ängstlicher als leichtsinniger Mann, hatte sich mit meiner Rede genug geplagt. Darin wurde zum Beispiel Kaiser Josef unser größter Kaiser genannt, das ließ er mir aber nicht durch, und ich erinnere mich noch der eindringlichen, vorwurfsvollen Strenge, mit der er mir vorhielt, der Kaiser Josef sei gewiß außerordentlich groß gewesen, aber die sämtlichen anderen Monarchen ebenso; ein Komparativ, gar ein Superlativ, könne da durchaus nicht zugelassen werden. Nur jenem später zu solcher Staatsgefährlichkeit anschwellenden Satz hatte der sonst so behutjame Mann nichts angemerkt, das mußte er büßen, er wurde pensioniert. Das war meine erste Tat und mein erstes Opfer.

In diesem mir so erinnerungsvollen Saal haben wir nun vom 2. bis zum 6. August wieder ein schönes Mozart-Fest begangen, im Zeichen der Lilly Lehmann, der das Mozarteum ja seit Jahren so viel verdankt, daß es für alle Zeit in ihrer Schuld bleiben wird. Schon ihre bloße Gegenwart allein bringt diesen Festen etwas Einziges, Unnennbares, Unersehliches. Wenn sie nur erscheint, wie sie schreitet, wie sie steht, und dadurch allein, daß sie da ist, schon gebietet, das hat die magische Macht, die von still in sich ruhenden Naturen ausgeht. Unwillkürlich verstummt vor ihr alles Alltägliche, wir erliegen der sanft bändigenden Gewalt eines großen Menschen: sie blickt uns an und gleich sind wir einige tausend Meter über dem Meer des Gemeinen. Man könnte sagen: sie stellt unmittelbar das Element des Gesanges her, schon bevor sie noch zu singen beginnt. Und herrlich ist es, schadenfroh zuzusehen, wie der Haufen von müßigen, schwachhaften, zerstreuten Fremden, die sich doch nur amüsieren wollen, vor ihr erschrickt, sich fast zu schämen scheint und auf einmal ganz demütig und ehrfürchtig ist.

Aber dann hatten wir ein Ereignis, das auch wunderschön war. Gar weil es ganz unerwartet kam. Ein „Wiener Konzerthausquartett“ war angekündigt, ohne Reklame; niemand wußte was von den vier jungen Leuten. Sie waren aeltern noch unbekannt, morgen

werden sie berühmt sein. Und das Merkwürdigste daran: junge Leute, die wirklich jung sind, heiß von Jugend, trunken von Jugend, taumelnd von Jugend. Jugend aber hat das an sich, daß sie noch weiß, wozu wir da sind, was wir festhalten müssen um jeden Preis und was wir verachten dürfen; später lernt man das meistens vergessen und kehrt es um. Jugend weiß noch, daß aus der Kunst die Wahrheit spricht und daß, wer nur an der Wahrheit teil hat, alles andere dann getrost auf die leichte Achsel nehmen kann, besonders den sogenannten Ernst des Lebens. Diese vier jungen, wahrhaft jungen und nichts als jungen Leute, traten ein, stellten sich ein bisschen verlegen hin, ja links und fast als ob sie sich durch die höchst unnötige Gegenwart so vieler gepuzter Menschen etwas behindert fühlten, aber in Gottes Namen singen sie halt an, und gleich hatten sie uns vergessen, wir waren für sie weg, und das Herrliche war, daß auch wir uns vergaßen, auch für uns selbst waren wir durch sie weg, es war nur noch ein Raum da, mit nichts als Musik erfüllt. Um es ganz einfach zu sagen: diese vier sind Menschen, die noch das reine Musizieren haben. Das kommt noch vor; wir haben hier auch einen, der so musiziert, um in Musik zu verschwinden: den jungen Konzertmeister Ledwinka. Ach! morgen werden sie alle berühmt sein, übermorgen interessant, und dann ade! Nur wer Musik anonym treibt, bringt sie rein hervor; später wird sie dann zu persönlichen Rundgebungen benötigt, für die höchst eigenen kleinen Neurositäten, Interessantheiten und inneren Extratouren. Einer ist unter den vier, der sie zu befehlen scheint, Herr Adolf Busch, fast noch ein Knabe, mit einem störrischen, widerhaarigen, blonden Schopf, einer steilen, finsternen, eigensinnigen Stirne, weitestfernten Augen, die sich allmählich erst während er geigt, zu füllen und gleichsam mit Tönen anzufangen scheinen, die sinnliche Welt draußen eher abweisend und wegweisend als einlassend und aufnehmend, solchen rühtigen Musilantenaugen, wie sie Richard Strauß hat, und einem trotteligen, wie an allem Menschenweh trotzia aufgewollenen Mund. Wenn dieser Künstling zu

spielen beginnt, wirft er sich kopfüber in die Musik, er ist an sie verloren, man glaubt es zu hören, wie sie über ihm zusammenschlägt, ihn herumwirft, hinabzieht und peiniget, bis er ihr ganz leibigen ist und selber verflucht; man fühlt das stille Wehen des Creator spiritus aus der Geige rauschen. Seht er dann endlich ab und blickt erstaunt, fast verstockt auf, so tut er einem eigentlich leid, daß er wieder erwachen muß.

Herzlich haben wir uns der mächtigen, durchleuchtenden und erwärmenden Stimme Richard Wahrs, des fröhlich Genesenen, dankbar der Damen Mittel, Liedertafel und Percussion, der Sangeslust junger Liedertafel, des Dameningsvereines „Hummel“ und der unverdrossenen Zuversicht erfreut, mit der Direktor Paul Graener den von allen Seiten her auf ihn eindringenden Forderungen seines Amtes immer in guter Laune standhält. Er hat es hier nicht leicht, jeder will etwas von ihm und die ganze Stadt redet mit, redet wohl auch einmal drein; die einen drängen vorwärts, die anderen schrecken vor allem zurück, und jeder hält sich mit seinen Wünschen, mit seinen Hoffnungen, mit seinen Warnungen an ihn. Auch soll er alles in einem sein, Verwalter, Schulmeister, Dirigent, Komponist, Arrangeur zugleich und womöglich auch noch Agitator, Propagator seiner eigenen Tätigkeit, Dolmetsch seiner eigenen Intentionen. Es ist etwas viel. Ein sehr glückliches Naturell, in dem sich die Lust zu großen Entschlüssen, ersten Vorsätzen und kühnen Unternehmungen mit einem geduldig ausharrenden Optimismus verträgt, erhält ihn: er läßt sich niemals entmutigen, und so macht er auch der anderen immer wieder Mut und richtet ihr Selbstvertrauen wieder auf. Vielleicht kann er es bald wagen, auch einmal das Programm doch etwas näher an unsere Zeit zu rücken. Ehrfürchtig vor der Vergangenheit muß nämlich nicht notwendig Mißtrauen vor der eigenen Gegenwart sein. Vielleicht führt er nächstes Jahr Bruckner, Hugo Wolf und Gustav Mahler auf. Man sollte meinen, daß die drei doch auch für die strengsten Ansprüche jetzt schon hinlänglich tot sein müßten. Und ich verbürge mich, daß dem Mozart nichts dabei anhaben würde.